

Gerson H. Jeute

Das lange 10. Jahrhundert – Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äußerem Druck und innerer Krise.

Tagung in Mainz vom 14.–16. März 2011

Dunkel, »eisern« und krisengeschüttelt, so wurde das 10. Jh. n. Chr. – auch in der Fachwelt – bislang häufig gesehen. Einfälle kriegerischer Gruppen förderten insbesondere die Instabilität des Reiches, die erst durch enorme militärische Einsätze und politische Anstrengungen gestoppt werden konnte.

Aufbauend auf den Forschungen der letzten Jahre steht nun ein Perspektivwechsel an, den auszuloten und dringlich zu machen sich eine interdisziplinäre Tagung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz zusammen mit dem Forschungsschwerpunkt Historische Kulturwissenschaften sowie dem Arbeitsbereich Mittelalterliche Geschichte der Universität Mainz zur Aufgabe machte. Ausgangspunkt war die etwas sperrige Frage, »welche Wirkung äußerer Druck in Form von Ungarn- und Normannenüberfällen in dezentralen Gebilden mit personalisierter Herrschaft entfalten konnte« (C. Kleinjung). Welche Veränderungen also haben Normannen, Ungarn und Sarazenen mit ihren Angriffen in machtpolitischer Hinsicht direkt oder indirekt erreichen können, bzw. haben *sie* tatsächlich etwas bewirkt oder waren nicht vielmehr andere Umstände maßgeblich?

Einige Zeitgenossen des 10. Jhs. sahen vor allem die innere Schwäche, d. h. die Schwäche des Glaubens bzw. des Staates als Grund für jene äußere Bedrohung. C. Kleinjung zeigte dazu drei »Erklärungsangebote« auf, die derzeit in der Frühmittelalterforschung vorrangig zum Einsatz kommen. Zum einen lockte die Schwäche des Staates äußere Feinde an, zum anderen war die äußere Bedrohung nur ein Faktor von vielen, die zum Zerfall beitrug, d. h. innere Konflikte waren ebenfalls beteiligt. Drittens konnte äußerer Druck auch für innere Einigung sorgen. Für alle drei Betrachtungsmöglichkeiten jedoch ist derzeit Zentralität das Maß der Dinge, d. h. einzig ein starkes Königtum repräsentiert diese Zentralität, ein starker Adel dagegen steht für den Verfall. Die Frage lautete also stets, nach welchem der drei Erklärungsmuster die Quellen gelesen werden. Für den geforderten Perspektivwechsel muss daher nun das Verhältnis zwischen König und Adel neu bewertet werden, denn denkbar ist ja auch, dass gerade die (schlecht kontrollierte bzw. kontrollierbare) Stärke des Staates seine größte Schwäche war. Dagegen konnte Kleinteiligkeit auch Stärke bedeuten, gemäß der Erkenntnis, dass die Summe der Teile mehr als das Ganze ist und sich aus kleinteiliger Vielfalt gleichfalls vielfache Möglichkeiten ergeben. Auch die Begriffe Staatlichkeit und Zentralität sind daher

zu hinterfragen, da letzterer beispielsweise auf verschiedenen Ebenen unterschiedlich stark ausgeprägt sein konnte.

Woher aber der Ausgangspunkt jener Ansicht kommt, dass innere Schwäche äußeren Druck provoziert, konnte S. Albrecht an Einzelbeispielen zur Funktion der Ungarn in ausgewählten Texten aufzeigen. So manche zeitgenössische Autoren folgten einem Worte Jesu, dass Zwietracht zu äußeren Einfällen führt. Sie unterstützten damit vornehmlich ein starkes Königtum und mahnten zur Eintracht. Andere Quellen dagegen sahen die Ungarnstürme stets als lokale Ereignisse. Wichtiger sind demnach weniger die Verfasser der Texte, als vielmehr die Adressaten, also die Leser und Multiplikatoren. Diesen waren die Ungarnstürme als einfache Erklärung für lokalen strukturellen Wandel durchaus recht.

Eine, vielleicht sogar die wichtigste Gruppe mit besonderem Interesse an starken Strukturen waren die Bischöfe. Dabei profitierten gerade auch sie für die Untermauerung ihrer Forderungen von den Bedrohungen und Angriffen, wie C. West am Beispiel der Trierer Bischöfe deutlich machte. Die Theologiegeschichte (Vortrag von M. Tischler) kann ebenso aufzeigen, dass man vor allem von kirchlicher Seite die äußere Bedrohung stärker wahrnahm. So wurde die Bibel zwischen dem 9. und frühen 11. Jh. mehr und mehr zur Orientierungsgröße und speziell im 10. Jh. verstärkte sich die Hiob-Rezeption. Ob damit allerdings wirklich Gewalterfahrungen verarbeitet wurden oder nicht viel mehr die Erwartung von Gewalt, bleibt jedoch noch unklar. Wahrscheinlicher ist wohl, dass von einigen Impulsgebern ein Trend forciert wurde, für dessen Legitimation die Heilige Schrift nur recht war.

Für die Betrachtung der Bischofsstädte gibt es nun neue Ansätze, die, nachdem sie ausgesprochen wurden, eigentlich selbstverständlich sind. So werden jetzt im stärkeren Maße auch bislang wenig beachtete Handschriften herangezogen. Sie lassen vermuten, dass der karolingische Abbruch vielleicht nur quellentechnisch bedingt sein könnte. Auch explizite archäologische Betrachtungen zur Thematik sind bislang selten. So wird beispielsweise durch archäologisch-baukundliche Untersuchungen (Beiträge von M. Kroker und R. Röber) deutlich, dass bischöfliches Bauen im 10. Jh. – ganz im Gegensatz zum 11. Jh. – in Westfalen nicht forciert wurde. Die wenigen Groß- und Umbauten des 10. Jhs. werden zwar gern auch mit den Ungarnstürmen in Verbindung gebracht, stichhaltig beweisen lässt sich dies jedoch keineswegs. In Konstanz wurde im 10. Jh. durchaus fleißig gebaut und versucht, eine Sakraltopographie nach dem Vorbild Roms zu schaffen, all diese Bemühungen standen jedoch in einer Entwicklung vom Beginn bis zum Ende des 10. Jhs., bei der zahlreiche lokale Interessen dominierten. Deutlich wird dies nochmals an den lothringischen Städten des 10. Jhs. (Beitrag von F. G. Hirschmann), die in ihren Entwicklungen unterschiedlicher kaum sein konnten. Dies betrifft sowohl ihre ehemalige Größe und Bedeutung, als auch den aktuellen Stand ihrer Erforschung. Eine Ungarngefahr, oder gar eine Rezession am Vorabend des Millenniumswechsels ist nicht zu erkennen. Gleiches gilt für Straßburg (Beitrag von J.-J. Schwien).

Die Bischöfe ließen sich also speziell in der Berichterstattung der Quellen als erfolgreiche Verteidiger der Städte gegen Ungarn und Normannen »feiern«. Damit füllten sie, wie bei der Forcierung von Baumaßnahmen, vor allem herrschaftlich-politische Funktionen aus. Zwar konnten neu errichtete Bistümer durchaus sehr verschiedene

Funktionen haben, wie E.-D. Hehl in seinem Vortrag aufzeigte. Die Gründungen wurden jedoch immer wieder auch als Möglichkeit gesehen, die eigene Machtfülle auszuweiten. Für Polen und Ungarn waren der Einfluss der westlichen Kirche und damit die Einbindung ins westliche Europa wichtig, für Dänemark wiederum bestand nun die Möglichkeit, territoriale Einflussnahme auf südliche Gebiete zu nehmen. Unabhängigkeit konnte dadurch bewahrt werden, dass christliche Gebiete ins Reich eingegliedert wurden, die regionale Herrschaft aber bestehen blieb.

Ein traditionelles Beispiel zu Fragen des Tagungsthemas ist St. Gallen. Die Ungarneinfälle von 926 betrafen zwar auch das Kloster, brachten jedoch keine größeren Zerstörungen oder gar nennenswerte Opfer unter den Mönchen mit sich. Dass die Urkundenproduktion gerade in diesem Zeitraum abnahm, hat folglich weit komplexere Ursachen als jene Ungarnstürme. Ein von B. Zeller als »Privatisierung der Schriftlichkeit« bezeichnetes Phänomen meint eine Rationalisierung, bei der neben einem zahlenmäßigen Rückgang vor allem eine immer einfachere Ausfertigung von Urkunden zu erkennen ist. Diese war insbesondere bedingt durch eine qualitative Verschlechterung bei der Übertragung von Gütern an das Kloster. Da dieser Rückgang bereits in den 870er Jahren einsetzte, sind die Gründe dafür also nicht in den Ungarneinfällen von 926 oder im Brand des Klosters von 937 zu suchen.

Die Zentralorte in Süddeutschland sind ein langjähriges Forschungsthema von P. Ettel. Herangezogen wird dafür das Zentralortskonzept von E. Gringmuth-Dallmer. Für die Karlbürg sieht Ettel alle in diesem Konzept vorgesehenen Elemente vertreten, ja er spricht den Ort sogar als »protourban« an. Die Argumente sind die funktional differenzierten Areale auf den bisher untersuchten Flächen sowie zahlreiche Importkeramik und anderes mehr. Weitere Orte können angeführt werden und es zeigt sich, dass sie recht unterschiedliche Entwicklungen aufweisen. Der Adel, allen voran die Schweinfurth'sche Grafen nutzten im 10. Jh. all ihre Möglichkeiten, um sich mit dem Bau von Burgen zu profilieren. Andere Anlagen wurden ausgebaut, bis diese Blütephase zu Beginn des 11. Jhs. wieder endete. Da nach Ettel in seinem Untersuchungsgebiet verschiedene Ethnien, vor allem Franken und Slawen zusammentrafen, lassen die Ergebnisse auf eine hohe Mobilität der Eliten schließen. Diese Voraussetzungen haben zweifellos auch den Burgenbau in Ostmitteleuropa begünstigt. Eine gezielte Errichtung von Burgenanlagen zur Verteidigung gegen Ungarn und Normannen ist also nicht wahrscheinlich. Ähnlich sah es auch A. Renoux in ihrem Beitrag zu Frankreich. In Mähren (Beitrag von J. Macháček) fehlt in diesem Punkt der Ungarnbezug ebenfalls, da die dortige Zentralisierung bereits im 9. Jh. einsetzte und erst im 11. Jh. endete.

Der vielleicht wichtigste Raum des Früh- und Hochmittelalters – der ländliche Raum – hat in der stark elitenkonzentrierten Geschichtswissenschaft des vergangenen Jahrhunderts die wahrscheinlich geringste Aufmerksamkeit erfahren, jedoch bietet auch er verschiedene Erkenntnismöglichkeiten. So gab es vor allem in Bayern in der 1. Hälfte des 10. Jhs. eine Siedlungskonzentration, die einher ging mit einem Wüstungsprozess (Beitrag von T. Kohl). Ob allerdings tatsächlich für dieses kurzfristige Phänomen eine Klimaverschlechterung als Grund anzunehmen ist oder nicht vielmehr herrschaftlicher Druck, bleibt die Frage. Besser noch als die Geschichtswissenschaft in ihren Urkunden kann die Archäologie die ländlichen Siedlungen fassen, freilich mit quellenbedingten Unschärfen, insbesondere bei der Datierung. Daher verfolgt R. Schreg einen

longue-durée-Ansatz, bei dem neben eine diachrone auch eine überregionale Perspektive tritt. Dieser – für manch gestandenen Wissenschaftskollegen eher radikale – Perspektivwechsel zeigt jedoch, dass Strukturwandel bis zum Ende des Hochmittelalters stets der Regelfall war. Lediglich die Ausnahmen davon müssen also erklärt werden. Das Phänomen, das sich insbesondere in Form von Wandersiedlungen zeigt, ist in der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie bestens bekannt, bedarf nun aber einer Ausarbeitung für die Zeit rund um das 10. Jh., vor allem aber einer Aufbereitung und Nutzbarmachung auch für die Geschichtswissenschaft. Dabei ist stets zu bedenken, dass die moderne hoch- und spätmittelalterliche Wüstungsforschung zeigen kann, dass vermeintlich feste Institutionen wie Kirche und Friedhof keine Garanten für eine Ortskontinuität der Siedlung darstellten, ein Aspekt, der für das Frühmittelalter nicht minder gilt.

Ein weiterer Ansatz bedient sich ebenfalls einer größeren Perspektive, weniger im zeitlichen als vielmehr im räumlichen Sinne. Dazu bietet sich vor allem das Thema Fernhandel an (Beitrag von M. Hardt), von dem insbesondere das fränkische Reich lange Zeit profitierte. Mit den erzielten Einnahmen konnte die Bau- und Stiftungstätigkeit (speziell dazu der Beitrag von A. Kluge-Pinsker) forciert werden, profitierten doch die Herrscher und Bischöfe von Zöllen und Märkten. Sicherlich konnten durch reguläre Steuern auf die landwirtschaftliche Produktion die Einnahmen präziser kalkuliert werden, die Gewinnmargen im Fernhandel dagegen waren ungleich höher. Im Ergebnis zeigt sich, dass auch in Zeiten äußerer Bedrohung der Handel und – speziell in Ostmitteleuropa – die Gewichtsgeldwirtschaft nicht zusammenbrachen, sondern sogar Rückgänge bei der Einfuhr von arabischem Silber (in Form von Dirhams) durch eine Intensivierung des Silberbergbaus ausgeglichen wurden.

Dass das Thema Stärke und Zentralität vs. Schwäche und Krise teilweise so stark seinen Weg in die Forschung gefunden hat, ist wesentlich auch die Folge dezidiert nationaler Perspektiven, wie S. Patzold, L. Révész und P. Urbanczyk in ihren Beispielen zeigen konnten. So wie man lange Zeit bemüht war, ethnische Kontinuitäten bis hin zur Gegenwart zu konstruieren, so deutete man auch die Anfänge des eigenen Staates ohne Berücksichtigung von eventuellen äußeren Einflüssen. Diese Herangehensweise einer rückschreibenden Forschung ist bekanntlich äußerst kritisch zu betrachten, zumal wenn sie den modernen Staat im »Hinterkopf« hat. Wichtiger als die Verbindung zum darauf folgenden Zustand erscheint die Beurteilung des Systems im Vergleich mit dem Vorangehenden. Dass die unterschiedlichen nationalen Sichtweisen auf unterschiedliche Quellenlagen östlich und westlich des Rheins beruhen, mag für ältere Arbeiten als Ursache heranzuziehen sein, für die jüngere Forschung ist allerdings eher zu fragen, warum diese Grenzen nicht längst zu überwinden versucht wurden. Auch die Einteilung des so genannten Mittelalters in verschiedene Epochen hat in der Geschichtswissenschaft in starkem Maße dazu beigetragen, das 10. Jh. als einen Wendepunkt zu sehen.

Diese eingefahrenen Wege gilt es also zu überwinden, doch scheinen die Alternativen dazu noch unklar, wenn einerseits gefordert wird, kleinere, regionale Einheiten zu betrachten, andererseits größere Zusammenhänge gesucht werden. Dieser Widerspruch lässt sich jedoch auflösen, wenn konsequent die Verknüpfungsmöglichkeiten gesucht werden, d. h. die Ebene des Königtums mit der anderer sozialer Gruppen (Adel,

Bauern) in Verbindung gebracht wird, wenn Regionalstudien in überregionale Räume integriert werden, oder wenn große langfristige Trends auch auf kleinere Räume und kürzere Zeiten fokussiert werden können. Hier stellt zweifellos jede Fragestellung ihre eigenen Anforderungen. Möglichkeiten zum Perspektivwechsel wurden auf der Tagung vielfältig aufgezeigt und müssen nur beherrscht angewandt werden. Was die äußere Bedrohung angeht, möchte man fast meinen, nicht die Ungarn, sondern die Bischöfe waren es!

Im Einzelnen wurden folgende Vorträge gehalten:

- Christine Kleinjung (Mainz), Die äußere Bedrohung und die Schwäche des »Staates«: Deutungsmuster in der modernen Historiographie am Beispiel Westeuropas;
- Stefan Albrecht (Mainz), »Schicksalstage Deutschlands«: Der Ungarnsturm als Erinnerungsort des Mittelalters;
- László Révész (Szeged), Ungarn und der deutsche Druck. Das kurze oder lange 10. Jahrhundert? Archäologische Beurteilung der Gräberfelder im Karpatenbecken;
- Przemysław Urbańczyk (Warschau), »Piast lands« – imitatio or refutatio imperii;
- Peter Ettel (Jena), Grundstrukturen adliger Zentralorte in Süddeutschland. Repräsentationsformen und Raumerschließung;
- Annie Renoux (Maine Le Mans), Les lieux centraux des élites dirigeantes au royaume de France (Xe siècle);
- Charles West (Sheffield), Tenth-century northern bishops between crisis and opportunity: the case of Trier;
- Martin Kroker (Paderborn), Von der karolingischen Domburg zur hochmittelalterlichen Domimmunität. Die Entwicklung der westfälischen Bischofssitze vom 9. bis zum 11. Jahrhundert;
- Ralph Röber (Konstanz), Konstanz – Bischöfliche Stadtplanung und die Strukturierung des Raumes;
- Ernst-Dieter Hehl (Mainz), Die Verselbständigung und Integration neuer Räume. Der Beitrag von Kaiser und Papst;
- Frank G. Hirschmann (Trier), Städte in Lothringen;
- Matthias Hardt (Leipzig), Fernhandel, Markt und frühe Stadt im östlichen Frankenreich;
- Jean-Jacques Schwien (Strasbourg), Straßburg im 10. Jahrhundert;
- Bernard Zeller (Wien), St. Gallen: Schriftlichkeit und Krise;
- Antje Kluge-Pinsker (Mainz), Memoria und Stifter;
- Matthias Tischler (Dresden), Die Bibel als anthropologische und soziale Orientierungsgröße zwischen dem späten 9. und frühen 11. Jahrhundert;
- Steffen Patzold (Tübingen), Das lange 10. Jahrhundert. Aktuelle Tendenzen der europäischen Forschung;
- Thomas Kohl (Tübingen), Ländliche Gesellschaft in Bayern;
- Rainer Schreg (Mainz), Das Dorf im Wandel – Das lange 10. Jahrhundert zwischen Ereignis- und Strukturgeschichte;

- Jiří Macháček (Brno), Die Entwicklung der Siedlungsstrukturen an der mährisch-bayerisch-ungarischen Grenze nach dem Untergang Großmährens. Kollaps oder Neubeginn?

Gerson H. Jeute

Rehfelder Straße 24, 15566 Schöneiche bei Berlin

ghjeute@t-online.de